



ALYSSA  
DAY

ATLANTIS

Das Herz des Kriegers

Weltbild

Vor elftausend Jahren haben die Krieger von Atlantis geschworen, die Menschheit vor den Herrschern der Nacht zu beschützen. Doch jetzt vereinen sich die mächtigen Kräfte der Finsternis. Nur noch zwei Seelen können den Sieg der Dunkelheit aufhalten: die Seele eines Kriegers und die Seele einer schönen Meerjungfrau.

Lord Justive hat sich für seinen Bruder geopfert und Unausprechliches erlitten. Keely ist eine Wissenschaftlerin aus dem 21. Jahrhundert, hin- und hergerissen zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen Wirklichkeit und Illusion – zwischen namenlosem Schrecken und unwiderstehlichem Verlangen. Gemeinsam machen sie sich auf die Suche nach dem verlorenen Stern Artemis. Doch das Böse droht sie beide zu zerstören ...

»Romantisch, sexy und absolut fesselnd.« Christine Feehan

Alyssa Day

Atlantis

Das Herz des Kriegers

Roman

Aus dem Amerikanischen von Dr. Bernhard Liesen

**Weltbild**



## Die Autorin:

Alyssa Day ist das Pseudonym der preisgekrönten US-Bestsellerautorin Alesia Holliday. Unter diesem Namen verfasste sie bereits eine Reihe von Frauenromanen. Atlantis – Das Herz des Kriegers ist der dritte Band einer Reihe um die Krieger von Atlantis. Alesia Holliday lebt mit ihrem Mann und ihren Kindern an wechselnden Orten der USA – stets aber zieht es sie in die Nähe des Ozeans.

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel Atlantis Unleashed bei Berkley Publishing Group, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild erschienenen Print-Ausgabe.

Copyright der Originalausgabe © 2009 by Alesia Holliday

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2012 by Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Übersetzung: Bernhard Liesen

Projektleitung und Redaktion: usb bücherbüro, Friedberg/Bay

Covergestaltung: bürosüd, München

Titelmotiv: bürosüd, München

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-180-6

Für Debbie Wooley,  
die mich auf den Titel dieses Buches gebracht hat.

Für Cindy Hwang, die mir mehr bedeutet,  
als ich in Worten ausdrücken kann.  
Hoffentlich kannst du bis an dein Ende dreimal  
am Tag im Hotel frühstücken.

Und wie stets, für Judd,  
meinen »Wissenschaftsberater«, und Princess:  
Ich liebe euch mehr als Schokolade.

## Das Bekenntnis der Krieger

Wir warten, wachen und bewahren.

Wir geben das erste Zeichen, wenn das Ende  
der Menschheit anbricht.

Dann, und nur dann, wird Atlantis auferstehen.

Denn wir sind die Krieger Poseidons und tragen  
das Zeichen des Dreizacks zum Zeugnis unserer  
heiligen Pflicht, die Menschen von Unheil zu bewahren.

# 1

Vier Monate zuvor,  
in einer Höhle tief unter dem Mount Rainier,  
Kaskadengebirge, Washington

Wie so oft während seines Jahrhunderte währenden Daseins als Krieger schätzte Justice die Lage ein. Er dachte an seine Verfassung, seine Waffen und seine Chancen und kam zu diesem Resultat:

1. schlecht
2. schlechter
3. gut möglich, dass er in fünf Minuten tot war.

Verfassung, körperlich: Er lag auf dem kalten feuchten Höhlenboden, das Gesicht an die Seite eines nassen Tigers gepresst, der bald ernsthaft ungehalten sein würde. Am Hinterkopf hatte er eine Beule von der Größe eines Pfaueneis. Die Vampire und Wolfsmetamorphen waren nicht gerade zimperlich mit ihm umgegangen, als sie ihn den langen, feuchten Tunnel hinab in diese Höhle geschleppt hatten. Wahrscheinlich waren eine oder zwei Rippen gebrochen. Aufgrund des speziellen Immunsystems der Atlanter war die Wirkung der Droge, die sie ihm mittels des Pfeils verabreicht hatten, größtenteils verflogen, doch er hätte nicht darauf gewettet, dass er weiterhin über die Fähigkeit verfügte, sich in Wasserdampf aufzulösen.

Verfassung, mental: Wut, an Mordlust grenzend. Mit anderen Worten, das Übliche. Poseidon suchte seine Krieger umsichtig aus. Zumindest hatte er das immer gehört.

Der Meeresherr musste alles bedacht haben an jenem Tag, als er beschlossen hatte, Justice' Namen auf die Liste zu setzen.

Waffen: Keine. Sein Schwert hatten sie ihm abgenommen. Jenes Schwert, das ihm vor Hunderten von Jahren der König von Atlantis wortlos und mit einem verächtlichen Blick überreicht hatte. Am Eingang der Höhle standen zwei Metamorphen, die ihn und seinen Tigerfreund Jack bewachten. Einer der beiden spielte mit seinem Schwert, als könnte er sein Glück nicht fassen. Vor dem Hintergrund des aus der benachbarten Höhle hereinsickernden schwachen Lichtes zeichneten sich die Silhouetten der beiden Wächter scharf ab, doch dort, wo sie Justice hingeworfen hatten, war es stockfinster. Von ohnmächtiger Wut gepackt sah er, wie der Metamorph sein Schwert in die Luft hielt, als würde er ein neues Spielzeug bewundern.

Aber der Spaß währte nur so lange, bis einem ein Atlantiskrieger damit den Bauch aufschlitzte.

Justice hätte fast gelacht, wollte es aber nicht riskieren, danach nasse Tigerhaare im Mund zu haben.



Auch seine Dolche hatten sie ihm abgenommen.

Damit hätte er sie besser töten können.

Er versuchte, über die den Atlanten gemeinsame Gedankenverbindung Kontakt zu seinem Bruder aufzunehmen, hörte in seinem Kopf aber nur ein unangenehmes Knistern. Wahrscheinlich beeinträchtigte die Droge auch seine Fähigkeit, das Element des Wassers zu beherrschen oder Energie freizusetzen. Er musste davon ausgehen, hilflos zu sein. Es war besser so.

Man durfte sich nicht auf Wunder verlassen, wenn man es mit zwei Wolfsmetamorphosen und einem Tiger zu tun hatte, dem möglicherweise auch eine Droge verabreicht worden war, die ihn unberechenbar machen würde.

Chancen: Er hätte darauf gewettet, mit den meisten Metamorphosen fertigzuwerden, selbst im Nahkampf in einer engen Höhle, aber mit einem ausgewachsenen, zweihundertfünfzig Kilogramm schweren Tiger? Das galt auch für Jack, der eine Art Freund war, wenn er auf zwei Beinen ging.

Da standen die Chancen fünfzig zu fünfzig. Und dann waren da noch die beiden Wolfsmetamorphosen. Vielleicht sollte er die zuerst aus dem Verkehr ziehen.

Denn eines wusste er mit Sicherheit: Er hatte absolut keine Lust, sein Gesicht auch nur eine Minute länger in das säuerlich stinkende Fell eines nassen Tigers zu pressen. Lieber hätte er eine Ewigkeit in der untersten der neun Höllen geschmort.

Die Metamorphosen beendeten ihre leise Diskussion darüber, sich davonzustehlen, weil sie sich die Action nicht entgehen lassen wollten. Sie verließen die Höhle so unauffällig wie zwei betrunkene Wasserbüffel. Bis heute hätte Justice darauf gewettet, dass ein so mächtiger – unterdessen zum Vampir mutierter – römischer Kaiser wie Caligula es verstanden hätte, besseres Personal zu rekrutieren.

Es wäre ein Irrtum gewesen. Kein Wunder, dass das Römische Reich untergegangen war.

Und umso besser.

Er wartete, bis er sich sicher war, dass das Verschwinden der Metamorphosen kein Täuschungsmanöver war. Dann sprang er auf und entfernte sich von dem noch immer bewusstlosen, aber unheilvoll zuckenden Tiger. Vielleicht würde er im Kampf wieder einen klaren Kopf bekommen, denn plötzlich wusste er mit Sicherheit, dass endlich sein Bruder eintraf. Der Lord Rächer kam ihm zur Hilfe.

Nur wusste Ven nicht, dass er Justice' Bruder war.

»Ich könnte es dir sagen, doch dann müsste ich dich töten«, murmelte er.

Er wirbelte herum und sah Ven mit gezücktem Schwert im Eingang der Höhle stehen. Er sagte etwas von Katzenhaaren und Tigerkopfkissen, doch Justice hörte es kaum, weil auf einmal das dröhnende Geläut einer unsichtbaren Glocke ertönte. Er hielt sich die Ohren zu, und doch schien ihm von dem Lärm der Schädel zu platzen.

Eine blitzartige Vorahnung überkam ihn, und plötzlich wusste er, dass sich in der nächsten Stunde alles ändern würde.

Alles.

Dann trat die Göttin ein, inkarniert in den Körper von Vens Geliebter, und Justice war keines rationalen Gedankens mehr fähig. Da war nur noch das wilde, primitive Erbe seiner nereidischen Vorfahren. Eine an Wahnsinn grenzende Kampfeslust überkam ihn. Er starrte seinen Bruder an, dem er sich so gern offenbart hätte, und sein letzter bewusster Gedanke war einer des Bedauerns.

Waren erst Minuten oder schon Stunden vergangen? Justice kauerte hinter einem Felsvorsprung, den Blicken entzogen, und beobachtete das Gemetzel. Der Boden der Höhle war mit toten oder sterbenden Metamorphosen und Vampiren übersät. In der Luft hingen der säuerliche Verwesungsgestank der Vampire und der metallisch kupferartige Geruch von Blut. Das flackernde Licht der Fackeln an den Wänden fiel auf zerschmetterte oder aufgeschlitzte Körper.

Er hatte seinen Teil beigetragen, aber seine Deckung nicht verlassen. Stattdessen hatte er seine Feinde hinter die vielen Felsvorsprünge in der Höhle gelockt. Selbst die übernatürlichen Sinne der Vampire waren durch das Blutbad benebelt worden, und niemand schien ihn bemerkt zu haben.

Zumindest niemand, der noch lebte.

Er beabsichtigte, in diesem Spiel die Trumpfkarte zu sein, und jeder gute Spieler wusste, dass man sich nicht in die Karten blicken lassen durfte. Er schaute auf die matt funkelnde, feuchte Klinge seines Schwertes.

Ein tödlicher Trumpf. In diesem Spiel war er der Joker, und als Nächstes stand die Todesgöttin auf seiner Liste.

Dann hörte er ihre Stimme, und er wusste, dass er versagt hatte. Die Vampirgöttin Anubisa hatte Ven und seine Geliebte in ihrer Gewalt – trotz Vens Stärke und Erins Hexerei.

Er hatte sie im Stich gelassen.

Seinen Bruder und Erin.

Während er lauschte, schossen ihm Gedanken an mögliche Strategien und Verzweiflungsmaßnahmen durch den Kopf, doch er konnte immer noch nicht wirklich klar denken. Und dann hörte er sie es sagen, die gefürchteten Worte. Anubisa würde Ven mit sich nehmen. Und den Rest von ihnen Caligula als kleines Geschenk überlassen.

Sie ihm zum Fraß vorwerfen.

Justice sprang auf und trat hinter dem Felsvorsprung hervor. Er erstarrte, als er sah, dass Anubisa Erin festhielt, während Ven die Spitze seines Schwertes gegen seine Brust drückte.

»Wenn du wirklich wünschst, dass ich dir freiwillig folge, lass sie los und schwöre, dass ihr nichts geschieht. Andernfalls stoße ich mir dieses Schwert ins Herz«, sagte Ven mit grimmiger Entschlossenheit. »Dann kannst du dir deinen Wunsch abschminken.«

Justice wäre fast ins Taumeln geraten, als ihm schlagartig klar wurde, was er zu tun hatte. Um seinen Bruder zu retten – und um Erin zu befreien, die möglicherweise das ungeborene Kind seines anderen Bruders, den Thronfolger, heilen konnte –, musste er das ultimative Opfer bringen.

Schlimmer noch, er musste sie glauben machen, dass er es so wollte.

Es lief ihm kalt den Rücken hinab, als er an eine Zukunft endloser Qualen dachte. Fast hätte er gelacht. Eigentlich hatte er es verdient.

Und damit gerechnet.

Unter ihm, auf dem Boden der Höhle, ging das Gespräch weiter, aber er verstand nichts. In seinem Kopf hallte ein schrilles Klingeln, und dann hörte er schließlich die eiskalte Stimme der Vampirgöttin.

»So begibst du dich also freiwillig in meine Dienste, Lord Rächer, der du vom selben Blute bist wie Conlan?«

Justice kam die Galle hoch, und er bekämpfte den Brechreiz. Er trat einen weiteren Schritt auf dem Felsvorsprung unter der Höhlendecke vor. Er stand direkt über den anderen. Jetzt musste er die Vorstellung seines Lebens liefern.

Glücklicherweise hatte er von allen Atlanten das beste Pokerface. »Natürlich nicht, du Miststück. Aber du hast seine Freundin als Druckmittel. Ihm bleibt nichts anderes übrig.«

Ihre geschockte Miene befriedigt ihn. Er hatte eine Göttin überrascht. Vielleicht hatte er eine minimale Chance, diese Geschichte zu überleben.

Vielleicht.

Anubisa schoss quer durch die Höhle, und er sprang von dem Felsvorsprung herab und bereitete sich stumm auf das Schlimmste vor. Sie bremste abrupt ab, blieb wenige Zentimeter vor ihm stehen. Ihre Augen glühten tiefrot, und dann begann sie zu schnüffeln, seinen Geruch einzusaugen, wie ein Raubtier. Justice bekam vor Ekel eine Gänsehaut.

»Blaue Haare«, sagte sie. »Und doch riechst du wie ...«

»Wie ein Blutsverwandter von Conlan und Ven«, sagte er mit einem gefährlichen Lächeln. »Ich bin ihr Bruder und opfere mich für Ven.«

Ven widersprach heftig, doch Justice hörte es kaum. Der Fluch, er spürte es bis in die letzte Faser seines Körpers. Er war verflucht, jeden zu töten, dem er die Wahrheit über seine Geburt offenbarte. Tat er es nicht, würde er den Verstand verlieren.

Ein Kampf mit einer Vampirgöttin. Vielleicht hatte er noch ein bisschen Spaß, bevor sie ihn tötete.

Alle starrten ihn an. Die Zeit war gekommen.

Er lachte. »Du glaubst, ich lüge, was? Diese verwöhnten Prinzensöhnchen aus dem Königshaus, die nie auf die Idee gekommen wären, ihr Vater könnte es mit einer anderen getrieben haben als mit ihrer Mutter. Mit jemandem, der nicht einmal zu seiner Art gehörte.«

Anubisa warf ihr langes schwarzes Haar zurück und starrte ihn an. Offenbar versuchte sie sich darüber klar zu werden, ob er die Wahrheit gesagt hatte. Eine Vampirgöttin zeigte keine Gefühle. Und doch ließ ihn ein kaum merkliches Flackern in ihrem Blick vermuten, dass sie ihm glaubte.

»Die Kopulation, die ich Conlans Vater aufgezwungen habe, hatte Folgen? Das ist einfach zu köstlich!« Sie warf den Kopf zurück und lachte, und die noch lebenden

Metamorphosen begannen zu heulen.

»Ja, und der aus dieser Verbindung hervorgegangene Spross wird aufgrund des auf ihm lastenden Fluchs alle in dieser Höhle töten, wenn du mich nicht von hier fortbringst.« Justice versuchte sich etwas einfallen zu lassen, um sie zu überzeugen. »Du willst jemanden, der freiwillig mit dir geht? Glaub's mir, nach Jahrhunderten, in denen ich dazu verdammt war, Befehle entgegenzunehmen von diesen Thronfolgern von Atlantis, die glauben, alles drehe sich immer nur um sie, bin ich mehr als bereit, auf die andere Seite überzuwechseln.«

Ven protestierte erneut, doch Justice schnitt ihm das Wort ab. Er steckte das Schwert in die Scheide und lächelte Anubisa an. »Ich statt Ven. Freiwillig.«

Dann nahm er all seinen Mut zusammen, legte ihr die Hände auf die Schultern, zog sie an sich und küsste sie. Sie erschauerte und schmolz in seinen Armen dahin.

Also hatte die Vampirgöttin wenigstens etwas gemeinsam mit einer sterblichen Frau. Vielleicht konnte er das ausnutzen. Womöglich hatte er noch eine Überlebenschance. Wenn auch eventuell mit einer gebrochenen Seele.

Als er sie schließlich losließ, waren Anubisas Augen nicht mehr glühend rot, sondern schwarz. Die Welt schien auf dem Kopf zu stehen, als sie für einen Augenblick fast menschlich wirkte. Die Schönheit dieser Frau war so dunkel und schrecklich, dass sie bei jedem Mann selbstzerstörerische Triebe weckte.

»Seit mehr als fünftausend Jahren hat mich kein Mann mehr freiwillig geküsst«, flüsterte sie. »Ich nehme dein Angebot an, Lord Justice, der du vom selben Blut bist wie Conlan und Ven.«

»Nein!«, schrie Ven, doch es war zu spät. Anubisa legte ihre Arme um Justice' Taille und schwebte mit ihm ans hinterste Ende der Höhlendecke. In der Luft fiel Justice ein, dass sie einen Rubin mit Heilkräften bei sich trug – jenen Edelstein, der möglicherweise seine ungeborene Nichte oder Neffen retten konnte. Er küsste sie erneut und stieß ihr das Tuch mit dem Rubin aus der Hand. Dafür musste er wahrscheinlich mit dem Tod bezahlen.

Aber sie schien es nicht einmal bemerkt zu haben.

So weit, so gut. Ven und Erin waren in Sicherheit, wie auch Conlan, seine Frau und ihr ungeborenes Kind.

Jetzt hatte er – fast – so etwas wie eine richtige Familie, und er hatte so gehandelt, dass ihnen nichts passieren würde. Seine gebrochene Seele für ein unschuldig neues Leben. Dafür waren Tod oder Wahnsinn ein geringer Preis.

Doch er wollte es sagen. Musste es sagen. Nur einmal. Er neigte den Kopf, schaute Ven an und sagte das Wort, das auszusprechen ihm für Jahrhunderte verboten gewesen war. »Bruder.«

Dann flüsterte Anubisa etwas in einer längst toten Sprache, und die Realität löste sich auf. Er war auf dem Weg in die Ödnis.

Archäologisches Institut  
Ohio State University, Columbus, Ohio

Als Dr. Keely McDermott ihr Büro aufschloss, war sie dankbar, dass sie die wenigen Studenten in dem langen, von Neonröhren beleuchteten Flur nicht weiter beachteten. Nach dem langen Flug von Rom in die Vereinigten Staaten hatte sie keine besondere Lust, Fragen zu beantworten.

Während sie die schwere Tasche mit ihren geliebten Werkzeugen in das Büro schleppte, nahm sie sich vor, einen neuen Spatel zu bestellen. Ihrer hatte schon bessere Tage gesehen, und wie die meisten Archäologen zählte sie ihre Werkzeuge zu ihren kostbarsten Besitztümern. Vielleicht würde sie den alten Spatel aus sentimentalischen Gründen behalten. Es war ihr Erster gewesen, und er hatte sie zu ihm geführt.

Zu ihrem Krieger.

An einer silbernen Kette um ihren Hals hing ein kleiner, geschnitzter Fisch, den sie mit dem alten Werkzeug entdeckt hatte. Seit sie den Fisch vor drei Jahren zum ersten Mal berührt hatte, hatte sie sich wahrscheinlich zu oft in Vorstellungen ihres imaginären Freundes verloren, in Träumen von jenem blauhaarigen Krieger, der vor Hunderten von Jahren gelebt hatte. Er hatte den Fisch geschnitzt, neben einem Lagerfeuer sitzend, mit Freunden plaudernd und lachend. Als sie ihn zum ersten Mal sah, war sie konsterniert. Er war attraktiv, von einer so ursprünglichen Männlichkeit, dass es ihr im wahrsten Sinne des Wortes den Atem verschlagen hatte.

Mit seinem in etlichen Farbschattierungen changierenden Haar, den hohen Wangenknochen, dem muskulösen Hals und den breiten Schultern hätte er einem Bildhauer Modell stehen sollen statt kleine Fische zu schnitzen. In ihrer Vorstellung waren die Konturen seines muskulösen Körpers so klar umrissen, wie er dort saß, nur mit einer kurzen Hose bekleidet, den Kopf geneigt, ganz auf seine Schnitzerei konzentriert.

Selbst jetzt noch, wahrscheinlich Hunderte von Jahren, seit jenes Feuer erloschen war, glaubte sie, wann immer sie den hölzernen Fisch berührte, fast körperlich die zarte emotionale Berührung zu spüren. Es spielte keine Rolle, dass ihr Krieger seit sehr langer Zeit im Grab lag. Sie musste wohl etwas absonderlich sein, wenn sie sich nach einem Mann sehnte, der vor Jahrhunderten gestorben war, doch wenn sie den Fisch berührte, war das eine Art Trost. Und doch spürte sie auch ein brennendes sinnliches Verlangen, das sie für so ausgelöscht gehalten hatte wie jene Zivilisationen, deren Studium sie sich beruflich widmete. Ein Verlangen nach ihm. Nicht nach einem lebenden, erreichbaren Mann.

Immer nur nach ihm.

Als sie erneut die kleine hölzerne Flosse berührte, war es fast, als wäre er bei ihr. Das war einer der wenigen Pluspunkte für jemanden, bei dem eine Berührung übersinnliche

Fähigkeiten auslöste. Ihr Gesicht verzog sich zu einem verbitterten Lächeln. Lebende Freunde hatte sie nicht mehr, und als Kompensation genoss sie die Gesellschaft eines imaginären vorzeitlichen Kriegers.

Seufzend wünschte sie sich mindestens zum tausendsten Mal, wenigstens seinen Namen zu kennen. Doch wer er auch gewesen war, es war nicht seine Schuld, dass sie eine vereinsamte Einzelgängerin war. Ja, sie würde den alten Spatel mit Sicherheit aufbewahren.

Etwas riss sie aus ihren Gedanken, und sie schloss die Bürotür hinter sich und sah sich um. Erinnerungen an ihre Reisen, an Ausgrabungen ... Abgüsse einiger ihrer Funde, ein paar Geschenke örtlicher Bekannter. Auf den Regalen farbenfrohe Töpferwaren und kleine Schnitzereien, an den Wänden gerahmte stratigrafische Zeichnungen, welche die historische Abfolge von Erdschichten an archäologischen Grabungsstätten dokumentierten.

Die Bücherregale bogen sich unter den unzähligen geliebten Bänden, und auch unten an den Wänden türmten sich wackelige Bücherstapel. An der dicken Staubschicht konnte sie erkennen, dass die Sekretärin des Instituts ihrer Anweisung gefolgt war, während ihrer Abwesenheit niemanden in das Büro zu lassen.

Keely atmete erleichtert auf, weil sie sich endlich wieder an jenem Ort befand, der seit vielen Jahren noch am ehesten eine Art Zuhause gewesen war. Die unpersönliche Wohnung, wo sie den Rest ihrer Habe aufbewahrte, war nie ein Zuhause gewesen, sondern nur ein Platz, wo sie duschen und sich umziehen konnte. Eigentlich hielt sie sich immer in ihrem Büro oder den Seminarräumen auf. Wenn nicht, nahm sie an archäologische Grabungen teil, wo sie aus dem Koffer lebte.

In ihrem Büro hatte sie jeden einzelnen Gegenstand mit Bedacht ausgewählt. Hier gab es nichts, das sie verstörte, nichts, das sie in die Emotionen eines anderen verstrickt hätte.

Hier konnte sie endlich ihre Handschuhe ausziehen. Sie streifte sie ab und warf sie auf den Schreibtisch. Staub wirbelte auf und kitzelte ihr in der Nase. Es war schön, geradezu perfekt, durch nichts gestört zu werden, doch nach ihrer Rückkehr musste sie sich um einiges kümmern.

Später.

Sie ließ sich auf den Schreibtischstuhl fallen und schloss erschöpft die Augen. Nach all diesen Jahren und zahllosen Flügen schaffte sie es immer noch nicht, im Flugzeug zu schlafen. Sie musste sich vor unerwünschten Berührungen schützen. Zu groß war die Gefahr, dass ihr Kopf zur Seite kippte, wenn sie ein Nickerchen machte. Ihre Wange konnte den Sitz berühren und in ihrem überempfindlichen Gehirn die Emotionen wütender, ungeduldiger, verängstigter oder sonst wie überreizter Flugpassagiere entfesseln.

Ihr Blick fiel auf das alte, mit einem rotgrünen Karostoff bezogene Sofa. Sie fragte sich, ob es nicht eine gute Idee wäre, erst etwas zu schlafen, bevor sie sich den Briefstapeln, den Hunderten von Voicemails und den anderen Dingen widmete, die nach einer

monatelangen Abwesenheit zu erledigen waren.

Sie seufzte erneut und griff zum Telefon. Ein bisschen würde sie sofort erledigen, dann konnte sie immer noch ein Nickerchen halten. Sie benötigte nur einige Augenblicke, um sich an den Code zu erinnern, und gab ihn ein. Dann griff sie nach einem Stift und wartete darauf, dass die Flut von Nachrichten auf ihrem Anrufbeantworter über sie hereinbrach.

»Keine neuen Nachrichten.«

Sie blinzelte irritiert und zuckte die Achseln. Wahrscheinlich hatte sie einen falschen Code eingegeben, und sie sah unter ihrem Tintenlöscher nach, wo sie ihn genau für einen solchen Fall notiert hatte. Wieder gab sie den Code ein.

»Keine neuen Nachrichten.«

Als sie das Telefon langsam sinken ließ, spürte sie ein flaes Gefühl im Magen. Das schlechte Essen im Flugzeug und der Schlafmangel waren schon schlimm genug, und jetzt musste sie sich auch noch fragen, warum keiner ihrer Kollegen es für nötig befunden hatte, sie während ihrer über dreimonatigen Abwesenheit auch nur einmal anzurufen.

Sie hatten gewusst, dass sie sich im Ausland aufhielt. Natürlich, das war's. Dass bis jetzt immer eine Unmenge von Nachrichten auf sie gewartet hatte, war nicht von Bedeutung. Oder es bedeutete, dass die Leute endlich gelernt hatten, sie auf ihrem Handy anzurufen, über das sie auch im Ausland erreichbar war. Und nicht hier, wo sie ja nicht war. Wo sie nicht gewesen war.

Nur hatte sie auch in Italien leider kaum jemand angerufen. Schon wahr, während der ersten Tage der Grabung hatte sie ein paar Anrufe von George. Sie war viel zu aufgeregt und beansprucht gewesen wegen der Entdeckung der berühmten Lupercale, jenes sagenumwobenen Ortes, den die alten Römer für jene Höhle gehalten hatten, wo die legendären Gründer der Stadt, die Zwillinge Romulus und Remus, von einer Wölfin aufgezogen worden.

Als sie den kaiserlichen Adler gesehen hatten, an der höchsten Stelle der gewölbten Decke, ganz so, wie er in Texten des sechzehnten Jahrhunderts beschrieben wurde, gerieten alle Anwesenden in einen Begeisterungstaumel.

Noch jetzt bekam sie bei der Erinnerung daran eine Gänsehaut. Eine der größten archäologischen Entdeckungen aller Zeiten, und sie war dabei gewesen. Natürlich war da keine Zeit dafür geblieben, ihren Institutsleiter zurückzurufen. Nur wenige ihrer Kollegen riefen sie an, wenn sie an einer Grabung teilnahm; sie hatten verstanden.

Oder etwa nicht?

Und doch, alle anderen Institutsangehörigen schienen sich ständig untereinander anzurufen, wenn sie an Ausgrabungen teilnahmen. Sie teilten ihre Aufregung über das Wunder von Entdeckungen. Sie hatte einige Telefonate mitgehört während einer der seltenen Versammlungen der Institutsangehörigen, an denen sie teilgenommen hatte. Doch irgendwie war sie in diesem kollegialen Kreis außen vor.

Sicher, sie selbst zog es vor, andere auf Distanz zu halten. Es ging nicht um die Geschichte mit den Handschuhen; in den Zeiten von Deal or No Deal, wo Howie Mandel



ganz offen über seinen Waschzwang sprach, sah man jemanden, der erklärtermaßen auf Abstand hielt, bestimmt nicht als beunruhigend weit von der Normalität entfernt. Und doch, wenn Menschen Freunde wurden, umarmten, berührten sie sich. Sie wollten, dass sie Dinge berührte. Ihr Baby hielt. Ihren Hund streichelte. Dass sie eine neue Anschaffung bewunderte.

Es war zu schwer, dem allen aus dem Weg zu gehen. Zu schwer. Und zu auffällig.

Sie konnte ihnen nicht die Wahrheit sagen. Niemals. Was dabei herauskam, hatte sie auf der Highschool in der Beziehung zu einigen engen Freunden auf schmerzliche Weise erfahren müssen. Und dann mit dem einzigen Mann, von dem sie je geglaubt hatte, ihn zu lieben. Er hatte sie verlassen. Hatte sie eine Verrückte genannt.

Sie hatte es nicht ganz leugnen können. Und konnte es auch heute nicht.

Doch wenn sie arbeitete, spielte all das keine Rolle. Wozu brauchte sie menschliche Beziehungen, wenn sich vor ihren Augen jahrhundertealte Welten offenbarten? Sie hatte damit gerechnet, noch mindestens ein halbes Jahr in Italien bleiben zu können.

Und dabei hätte sie wissen müssen, dass es besser war, auf nichts und niemanden zu zählen.

Jetzt, wo die Metamorphosen bekannt waren, fiel ein völlig neues Licht auf den Mythos von Romulus und Remus. Ganz zu schweigen davon, dass nun auf einmal andere für die Grabung zuständig waren. Das italienische Kontingent der europäischen Werwölfe hatte das Kommando übernommen und ihr Forscherteam nach Hause geschickt.

»Wir rufen an, falls wir Sie brauchen, Frau Dr. Mc-Dermott«, hatte einer der Italiener höhnisch erklärt, als er sie aus dem Besprechungszentrum der Grabungsstätte hinauskomplimentierte. »Aber rechnen Sie nicht zu sehr damit.«

Das Echo des Gelächters war ihr gefolgt und hatte angesichts des Mondlichts leicht irre geklungen. Es war die Stunde der Dämmerung, und da der Mond schon fast voll war, hatte sie nicht widersprochen.

Hätte sie selbstzerstörerische Neigungen gehabt, hätte sie es schließlich nicht so weit gebracht. Sie schüttelte die Erinnerung ab und bemerkte, dass sie noch immer das Telefon in der Hand hielt. Sie legte es weg und sah sich erneut in dem zugestaubten Büro um. War es eine Heimkehr ohne unwillkommene Störungen, oder sollte sie sich vernachlässigt und verlassen fühlen?

Schon merkwürdig, wie ein alltägliches Phänomen wie ein leerer Anrufbeantworter das Denken eines Menschen beeinflussen konnte.

Man kann auch selbst jemanden anrufen, dachte sie und griff nach dem Telefon. Es gab einen Menschen, den sie jederzeit anrufen konnte. Sie strich mit einem Finger über den Rand des einzigen gerahmten Fotos auf dem Schreibtisch. Die Frau, welche auf dem Bild nervös in die Kamera lächelte, sah ihr so ähnlich. Vielleicht war das Rot ihres Haares etwas weniger intensiv. Die Lachfältchen waren etwas ausgeprägter. Der einstmals so athletische Körperbau war in ihrem Alter nicht mehr so auffällig, doch sie war noch immer eine wunderschöne Frau.

Früher hatte Keely sie für die schönste Frau der Welt gehalten. Vor der Geschichte mit

den Ärzten, der Fassungslosigkeit, den Zweifeln.

Nach dem vierten Klingeln hörte sie ein vertrautes Klicken. Irgendetwas an den Telefonleitungen in den Wäldern des östlichen Ohio ließ die Verbindung immer so klingen, als spräche man innerhalb einer Glaskugel.

Aber vielleicht lag es doch nicht an der schlechten Verbindung, sondern an der achtundzwanzigjährigen Geschichte der Enttäuschung auf beiden Seiten.

»Hallo?«

Keely schluckte, denn sie hatte einen Kloß im Hals. »Hi, Mom.«

»Keely?«

Sie unterdrückte eine bereits gewohnte Ungeduld. Wer hätte es sonst sein sollen? Ihre Eltern hatten kein zweites Kind haben wollen, denn sie, Keely, litt an einer ... Anomalie.

»Ja, Mom, ich bin's. Alles in Ordnung bei dir? Und wie geht's Dad?«

»Oh, bist du endlich zurück von diesem schrecklichen Kontinent? Wir haben gerade in den Nachrichten gehört, dass die Vampire versuchen, den russischen Thron zu übernehmen. Diese Frau hat behauptet, sie sei die Prinzessin Anastasia und sei nach der Ermordung ihrer Familie in einen Vampir verwandelt worden. Hältst du das für möglich? Du bist doch seit Einbruch der Dunkelheit nicht mehr aus dem Haus gegangen, oder? Wir haben jede Menge Knoblauch geerntet und verkaufen ihn ... Die Leute reißen ihn uns aus den Händen. Hast du ...«

»Mom«, unterbrach Keely, die sich wieder einmal wunderte, wie ihre Mutter drauflosplapperte, ohne anscheinend auch nur einmal Atem zu holen. »Ja, Mom. Ich bin zu Hause, und es geht mir gut.«

Aus Erfahrung wusste sie, dass es besser war, auf Fragen nach ihrem persönlichen Befinden nicht weiter einzugehen. Dann nahm das Gespräch immer einen unerwünschten Verlauf. »Aber was ist mit dir? Was macht die Arthritis? Und wie geht's Dad?«

»Uns geht's beiden gut, Honey. Aber Dad macht sich Sorgen um dich, weil du dich so lange nicht gemeldet hast. Hast du wieder unter diesem ... Zustand gelitten?«

Keely empfand zugleich ein Schuldgefühl und Schmerz. Irgendwie schafften ihre Eltern es immer, sie an der empfindlichsten Stelle zu treffen, auch wenn sie es gut meinten.

Gerade weil sie es gut meinten.

»Du weißt, dass dieser Zustand keine Krankheit ist, Mom. Ich habe einfach nur ein paar übersinnliche Fähigkeiten. Wenn ich Gegenstände berühre, habe ich Visionen. Darüber haben wir doch seit Jahren immer wieder gesprochen, Mom.«

Am anderen Ende der Leitung herrschte Schweigen, und dann hörte sie ein leises schnüffelndes Geräusch, ganz so, als stünde ihre Mutter kurz davor, in Tränen auszubrechen. Einmal mehr.

Sie fragte sich, wie viele andere Töchter ihren Müttern durch ihre bloße Existenz solche Schmerzen zufügten, doch sie versuchte den Gedanken zu verdrängen, weil sich ihr der Magen umzudrehen drohte.

»Musst du immer noch diese Handschuhe tragen, um direkte Berührungen zu vermeiden? Warst du bei Dr. Koontz? Er meint, wenn du es noch mal mit Hypnose

versuchen würdest ...«

»Nein, und ich werde nie wieder zu Dr. Koontz gehen, Mom. Er hält mich für verrückt und hat sich geweigert, mir zu glauben, selbst dann noch, als ich den Halter für die Stifte berührt habe, den sein Sohn ihm geschenkt hat.«

»Das war nicht besonders höflich, dass du Geschichten über seinen armen kleinen Sohn ausgebrütet hast, der angeblich seine Schwester in einem Schrank eingeschlossen hatte«, sagte ihre Mutter tadelnd.

»Es war keine Geschichte, und hättest du ihn beobachten können, als ich ihm von meiner Vision erzählte, hättest du bemerkt, dass er selbst vermutete, sein Sohn könnte seit einiger Zeit seine Schwester tyrannisieren. Doch selbst wenn ich wollte, könnte ich mich dort nicht mehr blicken lassen. Dr. Koontz hat mich als Patientin gefeuert.«

Sie hatte gar nicht gewusst, dass Seelenklempner Patienten feuern konnten, doch offenbar war es so. Wie die meisten Menschen, die persönlich Bekanntschaft gemacht hatten mit ihrer »Gabe«, wollte auch er nichts mehr mit ihr zu tun haben. Schon seltsam, dass selbst ein Seelenklempner sie so absonderlich fand. Vielleicht musste sie diese Typen trotz ihrer persönlichen Unsicherheit gar nicht mehr aufsuchen.

Hoffentlich hatte er wenigstens seinen Sohn wieder unter Kontrolle.

»Kann ich Dad sprechen?«

»Nun, er ...« Die Stimme ihrer Mutter zitterte. »Er macht gerade ein Nickerchen.«

Plötzlich hatte Keely wieder diesen Kloß im Hals, nur war es diesmal noch schlimmer.

»Dad hat im Leben tagsüber noch kein Nickerchen gemacht, Mom. Kannst du nicht wenigstens versuchen, dir etwas Glaubhaftes auszudenken?«

»Du weißt, dass er dich liebt, Keely. Er weiß nur einfach nicht, wie er mit deinem Problem umgehen soll.«

»Schon gut, Mom.«

Sie versuchte, die Verbitterung in ihrer Stimme zu unterdrücken, doch ihr war klar, dass es ihr nicht gelang. »Mein Problem. Also, ich muss Schluss machen. Ich muss auf Hunderte von Voicemails reagieren und jede Menge Briefe beantworten. Die kommen von Menschen, die tatsächlich mit mir reden wollen.«

»Das ist ungerecht, Keely. Du weißt, wie glücklich ich immer bin, von dir zu hören.«

»Ja, ich weiß, Mom. Ich habe daran gedacht, euch diese Woche zu besuchen. Wir könnten gemeinsam nach ...«

»Diese Woche kommt es etwas ungelegen, Honey, wir haben so viel zu tun. Ich ruf dich am nächsten Wochenende an, dann reden wir weiter, okay?«

»Okay, Mom. Am Wochenende. Ich ...« Ihre Stimme stockte, aber sie atmete tief durch und zwang sich gegenüber einer Mutter, die sie nicht einmal sehen wollte, die Worte herauszubringen. »Ich liebe dich, Mom.«

»Ich dich auch. Wir hören bald voneinander.«

Nachdem sie die Verbindung unterbrochen hatte, legte sie den Kopf auf ihre Arme, die auf dem verstaubten Schreibtisch ruhten. Und dann, ganz allein in ihrem stillen Büro, wehrte sie sich schließlich nicht mehr gegen die Tränen.

Die Ödnis, erschaffen von Anubisa,  
der Göttin des Chaos und der Nacht

Justice schwebte durch eine düstere Sphäre, wo es nichts als Schmerz gab. Er durchstöberte seine Erinnerungen in einem Versuch, sich seiner selbst bewusst zu werden. Nichts als Schmerz, heraufbeschworen von einer unheimlichen Zauberin. Nun war er bloß noch ein demütiger Sklave, ein unfreiwilliger Mitspieler in einem perversen, quälenden Spiel.

Sein Bewusstsein war nur noch ein schwach flackerndes Licht. Er wusste, wie er hieß, und dass er sich geopfert hatte, um andere zu retten, doch deren Namen waren ihm längst entfallen. Ein Opfer, durch das er seelische Größe bewiesen hatte. Doch der Schmerz fraß alles auf, seelische Größe, Willensstärke, den Stolz. Sein Verstand schrie ohnmächtig auf und protestierte gegen das omnipräsente Böse, das ihm das Blut aussaugte und sich an seiner Angst ergötzte.

Ab und zu tauchten Bruchstücke von Erinnerungen auf, die sich schnell wieder auflösten. Die Höhle, dann das Danach, als der Schmerz begonnen hatte. Wenigstens dessen war er sich sicher.

Als er langsam zu Bewusstsein kam, fand er sich in einem Albtraum wieder, der ihn an die unterste der neun Höllen denken ließ.

Er starrte auf den Baldachin des riesigen Bettes, der – kein Scherz – mit schwarzem und rotem Satin bezogen war. Die Schnitzereien an den Bettpfosten zeigten Satyrn und seltsame Nymphen, die es in den unmöglichsten Stellungen miteinander trieben. Doch nach dem Satinbaldachin überraschte ihn das auch nicht mehr.

»Wem willst du damit imponieren?«, fragte er. »Hast du einen Ausstatter von Billigpornos engagiert? Wenn gleich noch Musik mit monotonen Bässen kommt, bin ich weg.«

Dann kamen die Erinnerungen zurück. Die Höhle. Sein Opfer. Der Kuss.

Anubisa hatte es nicht vergessen, und trotz ihres schlechten Geschmacks beim Thema Innenausstattung war sie keine Idiotin. Bösartig, blutlüstern, pervers und besessen, aber nicht dumm.

Göttinnen waren selten dumm.

Selbst jene nicht, die über ihr eigenes Lehen in den neun Höllen verfügten.

Sie saß auf der Bettkante, und das Gestell bog sich, ganz so, als würde ihre von Zorn und vom Tod besessene Seele ihren schlanken Körper schwerer machen. Fast gegen seinen Willen berührte er ihr Haar, das bis zu den Hüften reichte. Oder vielleicht definitiv gegen seinen Willen. Vielleicht manipulierte sie ihn so geschickt, dass es ihm nicht einmal bewusst war.

Doch wenn das so war, musste er versuchen, sie zu töten, um sich nicht in sein Schicksal zu ergeben. Auch wenn das womöglich eine selbstmörderische Dummheit war.

Er war kein Gott, aber ebenfalls nicht dumm. Er würde sich Zeit nehmen.

»Wenn dir die Möblierung nicht gefällt, ändere ich sie«, sagte sie im gütigen Ton einer Mutter, die ihrem Kind ein Geschenk gibt. Dann klang ihre Stimme fast schüchtern. »Gibt es hier nichts, das dir gefällt?«

In seinem Jahrhunderte währenden Dasein hatte er auch einiges über Frauen erfahren. Es amüsierte und beruhigte ihn, dass diese Göttin – seit Jahrtausenden der Fluch von Atlantis – zumindest ein paar oberflächliche Ähnlichkeiten mit einer sterblichen Frau hatte.

Er fragte sich, ob sie früher mal eine gewesen war.

Und auch, ob er sich jemals trauen würde, sie danach zu fragen.

»Du weißt es genau.« Nicht sicher, ob sie ihn nicht töten würde wegen seiner Verwegenheit, packte er ihren Arm und zog sie zu sich herab. »Deine Schönheit ist makellos.«

In ihren Pupillen flackerte ein scharlachrotes Licht auf, und sie lächelte. »An mir ist sehr viel makellos, Krieger. Bist du neugierig?«

Ihr Lächeln wurde breiter, und sie entblößte ihre Reißzähne, als sie den Kopf hob, um zum Angriff überzugehen.

Auch wenn der Schmerz seine Erinnerung auffraß, kam Justice langsam wieder zu Bewusstsein. Er hatte also mitgespielt? Hatte er so getan, als begehrte er sie? Bei dem Gedanken bekam er eine Gänsehaut.

Wann genau bemächtigte sich das Böse einer Seele? Was geschah, wenn man sich mit einer teuflischen Göttin einließ? Visionen von riesigen, mutierten Fliegen, die an seiner Leber fraßen, trugen nichts dazu bei, ihn von seiner geistigen Gesundheit zu überzeugen, doch nun erinnerte er sich an jemanden.

An etwas.

Vielleicht an sich selbst?

Doch der Schmerz nahm ihm erneut die Fähigkeit, klar zu denken. Er war Justice und seit Jahren, Jahrhunderten oder Jahrtausenden von Schmerz überwältigt – oder doch erst seit Minuten? Doch der Schmerz existierte außerhalb der Realität der Zeit, bis nur noch willkürliche und verzerrte Wahrnehmungen blieben.

Und doch war da dieses schwach flackernde Licht, das einzige Überbleibsel seines Seins. Er hieß Justice, und was auch geschehen mochte, bis seine Zeit kam, der Gerechtigkeit würde Genüge getan werden.

Als sollte sein Mut belohnt werden, sich der Vergeblichkeit und der völligen Hoffnungslosigkeit zu stellen, öffnete sich in der Finsternis ein Fenster, und er sah ein Gesicht. Nicht sein Gesicht, sondern ein weibliches, das nicht bösartig war, nicht von Tod, Zerstörung oder Verzweiflung kündete. Als er das Gesicht betrachtete, sie betrachtete, fasziniert von den leuchtend grünen Augen, die ein bisschen Licht in die ewige Finsternis warfen, sah er schließlich auch ihren Oberkörper und ihre Hände, die etwas an einer

Halskette berührten.

Einen geschnitzten Anhänger?

Sie hielt ihn hoch und drückte ihn an ihre Lippen. Tränen schimmerten in ihren smaragdgrünen Augen und liefen ihr die Wangen hinab.

Plötzlich traf ihn ein Blitz der Erkenntnis, fast stark genug, um wieder klar denken zu können. Es war ein kleiner hölzerner Fisch, wie er ihn nur in den untersten Meerestiefen gesehen hatte, in Schwärmen über der Kuppel von Atlantis. Die Kinder liebten es, diese Fische zu betrachten.

Wie er es vor langer Zeit getan hatte, in unschuldigen Kindertagen.

Ein Landläufer konnte diesen Fisch niemals gesehen und ihn folglich auch nicht geschnitzt haben. Wer immer diese Frau war, den hölzernen Fisch, den sie in den Händen hielt, hatte er geschnitzt. Er sah sie einsam weinen, und eine Träne fiel auf den Fisch, den sie noch immer an ihre Lippen drückte. Auch wenn es irgendwie unmöglich schien, er spürte einen tiefen Schmerz in seiner Brust.

Unmöglich oder nicht, dieser geschnitzte Fisch war eine Verbindung zwischen ihnen. Er gab ein Geräusch von sich, das von Sehnsucht, Verlust oder Einsamkeit kündete, und ob es eine Art von Magie oder Halluzination war, sie hörte es.

Sie schien nach Luft zu schnappen und sah ihn aus diesen wunderschönen grünen Augen an.

Dann, als sich ihr Bild auflöste, versank er wieder in der Finsternis, aber nicht in Verzweiflung. Die Wahrheit war nicht zu leugnen.

Sie war sein.

Oder doch nur ein Produkt seiner Fantasie? Eingeschlossen in der unendlichen Finsternis, brach er in Gelächter aus.